



Leseprobe aus: Bauer/Wiezorek (Hrsg.), Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel,  
ISBN 978-3-7799-4360-0 © 2017 Beltz Verlag, Weinheim Basel  
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4360-0>

Petra Bauer und Christine Wiezorek

# Familienbilder zwischen Kontinuität und Wandel

## Einleitende Bemerkungen

Bilder<sup>1</sup> und Vorstellungen von Familie, ‚guter‘ Kindheit und ‚richtiger‘ Erziehung gehören seit jeher zu den Bezugspunkten pädagogischen Handelns. In immer wieder neu konturierten inhaltlichen Bestimmungen werden Vorstellungen von guter Elternschaft und Kindheit von praktisch tätigen Pädagog\_innen ebenso wie von einer disziplinar vermittelten und wissenschaftlich fundierten Pädagogik kolportiert. Sowohl über die vielfältigen Diskurse zu Erziehung (z. B. in Form von Ratgebern, populärwissenschaftlichen Ausführungen) als auch in konkreten alltäglichen und professionellen Interaktionen werden kontinuierlich Orientierungen vermittelt und reproduziert, die erzieherisches Handeln leiten und prägen.

Als Familien**bilder** lassen sich diese Vorstellungen zunächst als sprachlich vermittelte Repräsentationen von und über Familie fassen, in denen das lebensweltliche Denken und Reden über Familie mit einer spezifischen Anschaulichkeit korrespondiert (Cyprian 2003, S. 15). Solche Repräsentationen können anekdotische Erinnerungen, die Schilderung konkreter alltäglicher Szenen und/oder bildhafte Charakterisierungen von konkreten Familienangehörigen bzw. deren Positionen (Mutter, Vater, Sohn, Tochter etc.) sein. Der Begriff des *Familienbildes* betont dabei, dass es sich hier nicht nur um sprachlich repräsentierte und vermittelte Vorstellungen handelt, sondern dass die Bedeutung familienbezogener Vorstellungen auch und gerade in diesem anschaulichen, bildhaften Charakter zu liegen scheint.

Familienbilder sind nicht wertneutral, sondern bilden immer auch Vorstellungen davon ab, was an Familie und am familialen Zusammenleben als normal oder als wünschenswert angesehen wird (Wahl 1997). Über Familie

---

1 Die einleitenden Bemerkungen basieren zum Teil auf dem in einem Sonderheft der Neuen Praxis veröffentlichten Artikel „Familienbilder und Bilder ‚guter‘ Elternschaft. Zur Bedeutung eines konstitutiven, aber vernachlässigten Moments pädagogischer Professionalität“ (Bauer et al. 2015).

lässt sich, wie Lange und Lüscher treffend zuspitzen, „nicht nicht moralisch“ (2000, S. 23) sprechen.

Familienbilder zielen insofern einerseits auf *Idealvorstellungen von Familie*, die mit Begrifflichkeiten wie „Visionen“ (Cyprian 2003, S. 11) oder „Wunschvorstellungen“ (Grosser 2006, S. 70) in Zusammenhang gebracht werden. Damit bilden sie zugleich den Vergleichshorizont für die Beurteilung familialer Lebensformen, sie übernehmen also *Orientierungsfunktionen* für eigenes familienbezogenes Handeln und die Ausgestaltung eigener familialer Lebenswelten wie auch für die Bewertung anderer Familien und familialer Lebenspraktiken. Dies schlägt sich auch in der Forschung nieder: Schneewind (2009) bspw. untersucht Familienbilder von Jugendlichen, um zu erfassen, wie diese einmal ihre „eigene Familie“ (ebd., S. 106) gestalten wollen. In familiensoziologischen Studien werden individuelle Wunschvorstellungen als konkretisierte Vorstellungen eines ‚idealen Familienlebens‘ erforscht (z. B. Hill/Kopp 2016; Schneider/Diabaté/Ruckdeschel 2015).

Andererseits umfassen Familienbilder auch erfahrungsbezogene ‚Wirklichkeitsbeschreibungen‘ von Familien. Als *Repräsentationen* oder *Abbilder* eines „individuelle[n] oder familienspezifische[n] Gedächtnis[ses] der erlebten Wirklichkeit“ (Cyprian 2003, S. 13) sind sie Ausdruck eigener Erfahrungen mit Familie und insofern immer auch emotional besetzt bzw. aufgeladen. D.h. neben der Orientierungsfunktion kommt Familienbildern auch eine *identitätsstiftende Funktion* zu: Sie verhelfen Einzelnen dazu, sich in einem familialen Generationenzusammenhang in spezifischer Weise zu verorten (Bauer/Wiezorek 2009; Bauer et al. 2015; Cyprian 2003; Grosser 2006) und sind zugleich darüber hinaus im Hinblick auf die *kulturelle Reproduktion und Transformation* von Milieus und (familialen) Gemeinschaften bedeutsam: Familienbilder stellen insofern auch Wirklichkeitskonstruktionen und Wahrnehmungsmuster dar, die die „Form eines kollektiven Gedächtnisses ein[n]ehmen“ (Cyprian 2003, S. 10). Gerade durch ihre Bindung an erfahrungsvermittelte familienbezogene Praktiken entfalten sie eine große Wirkmächtigkeit, dies sowohl in Bezug auf die Reproduktion und Transformation von kulturellen und sozialen Orientierungen innerhalb von Familien als auch, eingebettet in gesellschaftliche Wandlungsprozesse, über familiale und milieubezogene Generationenzusammenhänge hinweg (Euteneuer/Uhlendorff 2014).

Von den auf einzelne Personen bezogenen Vorstellungen von Familie lassen sich normative Leitvorstellungen, *Familienleitbilder*, unterscheiden, die sich vor dem Hintergrund unterschiedlicher Gesellschaftsformationen entwickelt haben (z. B. BMFSFJ 2015).

Familienleitbilder werden als gesellschaftlich breit akzeptierte, kollektivierte normative Vorstellungen verstanden, die sich im Besonderen durch eine orientierungsgebende handlungsleitende Funktion auszeichnen, indem

sie entwerfen und/oder festschreiben, was ein gutes Familienleben oder eine angemessene Familienform ausmacht. Familienleitbildern liegt „das Bemühen zugrunde [...], ‚die‘ Familie bzw. spezifische Formen von Familie (bzw. familiäre Verhaltensweisen) in expliziter, bisweilen impliziter Weise öffentlich zu bewerten und sie als vorbildlich oder unerwünscht darzustellen“ (Lüscher 1997, S. 531). So versteht bspw. die Arbeitsgruppe Familienleitbilder des deutschen Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung unter Familienleitbildern bildhafte, konkrete Vorstellungen von einer „normalen Familie“ und einem „guten Familienleben“ (BIB 2013, S. 6).

Zugleich zeigen einige Arbeiten, dass Familienbilder nicht nur prospektiv als handlungsleitende Orientierungen relevant sind, sondern – im professionellen Handeln von Pädagog\_innen – als *Deutungsmuster* fungieren, vor denen nicht nur Interventionen prospektiv begründet, sondern vor allem familienbezogene Diagnosen erklärend hergeleitet werden (Bauer/Wiezorek 2009; 2012; Pardo-Puhmann 2010; Ummel/Bauer/Wiezorek 2013; Wiezorek/Pardo-Puhmann 2013; Bauer et al. 2015). In ähnlicher Weise fokussieren Lenz und Scholz (2012) den Familienleitbild-Begriff, wenn sie ihn in ihrer Untersuchung von „Leitbildern von familialen Sorgebeziehungen“ (ebd.) durch den Begriff des *Legitimationsmusters* ersetzen. Offensichtlich scheint Familienbildern also neben einer prospektiven Orientierungs- auch eine *retrospektive Erklärungs- und Rechtfertigungsfunktion* für das professionelle Handeln zuzukommen.

Familienbilder besitzen offensichtlich eine große Relevanz für professionelles Handeln, gerade auch in pädagogischen Feldern (vgl. für einen Überblick: Bauer et al. 2015). Sie fungieren als Referenzrahmen für die Begründung von Interventionen, indem sie normativ fundierte Zielvorstellungen professioneller Arbeit mit Familien prägen, und sie stellen sowohl als Familienbild pädagogischer Fachkräfte als auch als Familienleitbild die Grundlage für familienbezogene Diagnosen von Problemstellungen und Schwierigkeiten dar, durch die Familien zu Adressat\_innen pädagogischer Arbeit werden. In Form von Werthaltungen, Kategorisierungen und Stereotypisierungen fließen Familienbilder in Prozesse der Urteilsbildung ein und sind in dieser Weise handlungsleitend in Bezug auf die Gestaltung von Zugängen zu Familien und konkreten familienbezogenen Interventionen oder in Bezug auf die Gestaltung der Zusammenarbeit von Eltern und pädagogischen Fachkräften.

Trotz dieser offensichtlichen Relevanz von Familienbildern und Familienleitbildern in professionellen pädagogischen Handlungszusammenhängen steht eine diesbezügliche systematische erziehungswissenschaftliche Diskussion noch weitgehend aus. Der begriffliche und methodologische Status des Familienbildkonzepts ist bisher nur in Ansätzen ausgelotet. Es scheint „zwar oft über Familienbilder gesprochen und geschrieben [...] [zu

werden, d.A.], eine genauere begriffliche Auseinandersetzung mit diesen ‚Heuristiken‘ [findet, d.A.] jedoch nicht statt“ (Grosser 2006, S. 74). Das Konzept des Familienbildes besitzt bislang eher den Status einer diffusen Heuristik, mit der ganz unterschiedliche theoretische und methodologische Ansätze thematisiert werden. Dies verweist darauf, dass gerade für eine differenzierte Bestimmung erziehungswissenschaftlicher und pädagogischer Bezugnahmen auf Familie der Rekurs auf Familienbilder für die systematische Erforschung und Theoretisierung familienbezogener Vorstellungen, Deutungen und Praktiken (von pädagogischen Professionellen) förderlich ist. Gegenüber Begriffen wie ‚Bezugnahme‘, Legitimations- oder Deutungsmuster, Orientierung weist der Begriff des *Familienbildes* den umfassendsten Bedeutungshorizont auf: Denn mit dem Begriff des Familienbildes kann das *Gesamtfeld familienbezogener Vorstellungen, Orientierungen, Metaphern und Deutungen* erfasst und hinsichtlich seiner handlungsleitenden, orientierungsgebenden, abbildenden, darstellenden oder identitätsstiftenden Funktionen in Beziehung zu jeweils unterschiedlichen Aspekten des Umgangs mit Familie gesetzt werden.

Vor diesem Hintergrund ist es das Anliegen des Bandes, anhand von aktuellen empirischen Analysen aus verschiedenen erziehungswissenschaftlichen Bereichen und Disziplinen die ‚schillernde Heuristik‘ Familienbild begrifflich zu schärfen, in den genannten Aspekten zu systematisieren und die Relevanz des Konzepts Familienbild für die Erforschung pädagogischer Bezugnahmen auf Familie, für Analysen familialer Beziehungen, die Erforschung familialer Selbstbilder und Selbstthematisierungen oder für familienbezogene Lern-, Entwicklungs- und Bewältigungsprozesse zu diskutieren.

Im *ersten Teil des Bandes* geht es darum, den bisher stark metaphorisch gebrauchten Begriff des Familienbildes methodologisch stärker zu fundieren. Betrachtet man die vorliegenden Arbeiten zu Familienbildern und Familienleitbildern, lässt sich zeigen, dass sich der Begriff des Familienbildes fast unterschiedslos auf subjektive Einstellungen, Stereotypisierungen, als handlungsleitend gedachte Orientierungen und Deutungsmuster, aber auch auf kulturelle Werte, Normen oder Praktiken bezieht. Zwar liegt wie gesagt in dieser begrifflichen Unschärfe durchaus ein Potenzial, weil so unterschiedliche Perspektiven miteinander ins Gespräch gebracht werden können und dieser diffuse Zugang durchaus dem bisherigen methodologischen Status von Arbeiten zu Kindheitsbildern, Altersbildern etc. entspricht (z.B. Rossow/Koll-Stobbe 2015). Allerdings bleibt dabei der implizite Gehalt dessen, was mit dem metaphorischen Rückgriff auf das Bildhafte jeweils intendiert wird, außen vor. Der *bildhafte* Charakter ist in all diesen methodologisch sehr unterschiedlich verorteten Konzepten erst in Ansätzen bedacht. Insofern sind in diesem Abschnitt vier Beiträge versammelt, die jeweils aus unterschiedlicher Perspektive theoretische und methodische

Zugänge diskutieren, die sich auf die Frage der Erforschung von Familienbildern beziehen.

Vor dem Hintergrund des eben Skizzierten nimmt der Beitrag von *Christine Wiezorek* und *Hannes Ummel* die Rede von Familienbildern als ‚schillernder Heuristik‘ zum Ausgangspunkt einer *Diskussion von formaltheoretischen Entwürfen des Familienbildes als Deutungsmuster bzw. als mentales Bild*. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass, bevor Familienbilder empirisch erforscht werden können, es einer – wenngleich vagen und vorläufigen – formaltheoretischen Konzeption des Familienbildes bedarf, durch die der Gegenstand der Forschung überhaupt kategorial bestimmt werden kann. Hierfür wird zum einen das Konzept des Deutungsmusters diskutiert, das einige Aspekte von Familienbildern gut erfasst (vgl. dazu auch Pardo-Puhmann in diesem Band). Diskutiert wird, dass die Konzeptionierung des Familienbildes als Deutungsmuster mit einer Unterstellung struktureller Handlungsprobleme arbeitet, auf die das Deutungsmuster jeweils (eher kognitiv) funktional antwortet. Mit dem Rückgriff auf die phänomenologischen Überlegungen Edmund Husserls werden zum anderen Familienbilder als innere Bildlichkeitsvorstellungen diskutiert und ein Konzept des Familienbildes als mentales Bild entworfen, das die kognitiv-funktionale ‚Enge‘ des Deutungsmusterbegriffs zu erweitern versucht. Damit verdeutlichen Wiezorek und Ummel, dass der Familienbild-Begriff formaltheoretisch gehaltvoll ist: zum einen, weil er darauf verweist, dass bereits in einer bildlichen Vergegenwärtigung ein Bewusstseinsakt liegt, zum anderen, weil damit sprachlich veräußerte Familienbilder im Sinne impliziter Wissensbestände und deren handlungsleitende Funktionen rekonstruiert werden können.

Im Anschluss zeigt *Hans-Rüdiger Müller* am Beispiel der Analyse familiärer Selbstdarstellung in einem Familienfoto eine *Möglichkeit des methodisch-methodologischen Zugangs zu materialen Familienbildern* auf. Dabei geht es nicht etwa um methodische Fragen der Interpretation von (materialen) Familienbildern, sondern darum, den Stellenwert von Familienfotos als spezifische Dokumente der erziehungswissenschaftlichen Familienforschung adäquat zu erfassen. Vor dem Hintergrund der Einsicht, dass Familienfotos nicht schlicht familiäre Wirklichkeit abbilden, stellt Müller die Frage nach der Konstitution der Familienwirklichkeit im Familienfoto. Mit dem Rückgriff auf phänomenologische Überlegungen von Waldenfels bestimmt Müller das Bild als ein spezifisches Medium, das die Strukturierung von Aufmerksamkeit vornimmt, anders gesagt: das in besonderer Weise das Aufmerksamkeitsgeschehen beeinflusst. Die perspektivische Ausrichtung der Bildanalyse auf das ihr inhärente Aufmerksamkeitsgeschehen ermöglicht es, so wird im Beitrag deutlich, (subversive) Spielräume des Verhaltens zu rekonstruieren, die sich aus der Konstitution der fotografischen Bildpro-

duktion als ein sich selbst organisierendes Erfahrungsfeld zwischen Ich und Welt ergeben. Gezeigt wird, wie gerade der Moment der Entstehung des Bildes Aufmerksamkeitsgeschehen in doppelter Weise ist, nämlich zum einen in Bezug auf das interaktive Geschehen, das auf dem Bild abgebildet wird – hier eine Familienmahlzeit –, zum anderen in Bezug auf die Fertigung des Bildes (mit der Mutter als Fotografin), in der auch der bzw. die virtuelle Betrachter\_in des (zukünftigen) Bildes im Erfahrungshorizont der Akteur\_innen präsent ist. Zugleich ist damit auch der Betrachter bzw. die Betrachterin in das Aufmerksamkeitsgeschehen involviert, einerseits in Bezug auf die (Antizipation von) kulturellen und gesellschaftlichen Routinen von Aufmerksamkeit, andererseits aber auch, indem er bzw. sie offen dafür ist, neu oder anders zu sehen.

Der Beitrag von *Thorsten Fuchs* diskutiert dann das Potenzial der Erforschung von Familienbildern in Bezug auf eine differenzierte Analyse familialer Generationenbeziehungen. *Familienbilder* werden dabei *als anschauliche Manifestationen und Visionen familialer Generationenbeziehungen* diskutiert, deren Analyse eine systematische Thematisierung familialer Generationenbeziehungen ermöglicht, die die wissenschaftliche Engführung von einer durch die Familie habituell begründeten und tradierten vermeintlichen Homophonie familienbezogener Werthaltungen weitet und den Blick perspektivisch auf die Polyphonie unterschiedlicher Generationenstimmen – im Beitrag die von Großmüttern und ihren Enkelinnen – richtet. Im Rückgriff auf Überlegungen von Wilhelm Pinder und Karl Mannheim wird dabei zunächst die Bedeutsamkeit eines solchen Zugangs zur Erforschung generationaler Familienbeziehungen theoretisch begründet; dieser liegt für Fuchs darin, dass so die „Unterschiedlichkeit im subjektiven Erleben derselben Zeit“ (Pinder 1926, S. 31) – eine Einsicht, die bereits Pinder und Mannheim in ihren Arbeiten betonen – ernst genommen wird. Wie Fuchs an zwei Fallanalysen aufzeigt, erweist sich der Rückgriff auf Familienbilder als ein geeigneter Zugriff auf die Erforschung der Polyphonie generationaler Stimmen und damit der generationalen „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Mannheim 1928, S. 167): Einerseits können Gemeinsamkeiten hinsichtlich familienbezogener Orientierungen und Deutungen ausgearbeitet und andererseits Differenzsetzungen als Ausdruck der je generationengebundenen Ungleichzeitigkeiten bestimmt werden.

Schließlich thematisieren *Dominik Krinninger* und *Markus Kluge* *Familienbilder als gesellschaftliche wie wissenschaftliche ‚Denkformen‘*, in denen spezifische, gesellschaftlich relevante Vorstellungen von Familie diskursiv verdichtet werden. Damit thematisieren beide zuvorderst die Normativität des Familienbildes in Bezug darauf, als Medium gesellschaftlicher Normalisierung von Familie zu fungieren. Anhand der Analyse von Kinder- und Jugend- sowie Familienberichten der Bundesregierung wird dabei exempla-

risch verdeutlicht, wie eine vordergründige Rhetorik der Offenheit für vielfältige Lebensformen unter der Bezugnahme auf die Sorge um das Kind sich schließlich zu einer rigiden Normativität in Bezug darauf, wie Familie sein soll, verdichtet. Dass dieses Familienbild als ein Denkbild auch in wissenschaftliche Forschungen Eingang findet, wird im Anschluss diskutiert und damit zugleich eine Möglichkeit vorgestellt, wie Mechanismen in den Blick genommen werden können, diskursive Setzungen von familialer Normalität zu erfassen. In Bezug darauf, dass, wie Lange und Lüscher es sagen, „nicht nicht moralisch“ (2000, S. 23) über Familie gesprochen werden kann, verweist der Beitrag so auf die normative Anforderung an erziehungswissenschaftliche Forschung, die eigenen blinden Flecken in den Blick zu bekommen. Für die Autoren kumuliert dies im Schluss, dass erziehungswissenschaftliche Familienforschung in der Gegenstandskonstruktion von Familie als auch in der methodischen Begründung der Forschungsanlage die Komplexität und Vielfalt als Dimensionen von Familie mit zu berücksichtigen habe, will sie nicht unreflektiert gesellschaftliche Denkbilder von Familie reproduzieren und bedienen. In der Thematisierung von Familienbildern als Denkformen über Familie verweist der Beitrag implizit auch auf die Verschränkung von Familienbildern und Familienleitbildern.

Die Thematisierung von *Familienleitbildern* erfolgt im *zweiten Teil* des Bandes. Die erziehungswissenschaftliche Diskussion von Familienleitbildern bezieht sich vor allem darauf, dass professionelles pädagogisches Handeln in das Verhältnis von Öffentlichkeit und als Privatheit gedachter Familie eingelagert ist, das auch durch eine diskursive Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Leitbildern von Familie strukturiert wird. Betrachtet man die Ausdifferenzierung einer wissenschaftlich fundierten öffentlichen Pädagogik in Deutschland, so wurde diese bereits in ihren Frühformen durch eine Verhältnisbestimmung zu dem konturiert, was als genuine Aufgaben von Familien angesehen bzw. was häufig als grundlegendes Defizit der jeweiligen Familiensituation thematisiert wurde (vgl. z.B. Scholz/Reh 2009). Dabei scheint die Entwicklung der Erziehungswissenschaft, aber auch bedeutender pädagogischer Institutionen wie der Schule in besonderer Weise durch ein latentes Misstrauen gegenüber den Erziehungsleistungen von Familien geprägt zu sein (vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005, S. 56 ff.). Familienleitbilder konturieren in spezifischer Weise das Verhältnis von öffentlicher und privater familialer Erziehung, die sozialstaatliche Absicherung von Familienleistungen, den rechtlichen Status von Familie, aber auch die Formen der Verknüpfung von öffentlichen und privaten Familienleistungen.

Familienleitbilder sind dabei nicht getrennt von maßgeblichen gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen zu sehen, sondern verändern sich entlang von diskursiv vermittelten Leitvorstellungen, wie der Beitrag von

Steffen Großkopf deutlich zeigt. Er thematisiert jüngste *diskursive Veränderungen des gesellschaftlichen Familienleitbildes der bürgerlichen Familie hin zu dem die Arbeitswelt zentrierenden Leitbild der optimierten Familie*. Ausgehend vom traditionellen Leitbild, Familie als Schutzraum gegenüber gesellschaftlichen Einflüssen und Ort der Privatheit anzusehen, wird darauf verwiesen, dass in der alten Bundesrepublik die institutionalisierte frühe Pädagogik eher als Nothilfe für benachteiligte Familien galt. Die Veränderungen in Bezug auf die Institutionalisierung einer breiten frühkindlichen Erziehung in den vergangenen Jahren werden als Ausdruck einer wirtschaftlichen Rekrutierungslogik gedeutet, die sich nun auf die rasche (Wieder-)Einbindung der qualifizierten Frauen in den Erwerbsprozess bezieht. Zugleich wird, so führt Großkopf auch im Rückgriff auf entsprechende Verhältnisse in der DDR aus, dieser Zugriff auf die Familie eher ‚verschleiert‘ und diskursiv als Ausdruck der Emanzipation der Frau gewertet. Dies geht wiederum damit einher, dass der Vater in den Diskursen um Familienleitbilder noch immer ein „Schattendasein“ führe, das dieser – durch seine Eingebundenheit in arbeitsweltliche Produktionsprozesse – bereits seit Beginn der Moderne positional innehat. Insofern werden die gesellschaftlichen Leitbilder in Bezug darauf hinterfragt, der Ausbeutung der Familie Vorschub zu leisten: Denn die in den vergangenen Jahrzehnten gesteigerte Arbeitsproduktivität habe gerade nicht dazu geführt, auch dem Vater mehr Familienzeit zu ermöglichen, vielmehr werde die Familienzeit inzwischen auch für die Mutter beschränkt. Paradoxerweise, so eine Schlussfolgerung, droht gerade damit die Emanzipation der Frau zum Instrument des Kapitalismus zu werden – hierauf hinzuweisen und das zu thematisieren, sieht Großkopf wiederum als Aufgabe und Potenzial kritischer Erziehungswissenschaft.

Dass auch Familienratgeber diskursive Formate darstellen, in denen Familienleitbilder zum Ausdruck kommen, zeigt anschließend der Beitrag von *Georg Cleppien* auf. Familienratgeber tragen in besonderer Weise dazu bei, Familienleitbilder im alltäglichen Familienhandeln zu verankern, also zu Familienbildern zu transferieren. Insofern diskutiert der Beitrag auch nicht dezidiert Leitbilder, sondern *Familienbilder und deren medial vermittelte Formate in der Ratgeberliteratur*. Das von ihm gewählte Beispiel eines Elternratgebers zur Computerspielsucht thematisiert ein weit verbreitetes und virulentes Erziehungsproblem von Eltern und steht damit stellvertretend für viele Ratgeber dieser Art. Er arbeitet zunächst die besonderen Merkmale des Formats Ratgeber heraus, das insbesondere in der Notwendigkeit liegt, eine Zielgruppe generalisiert und nicht fallspezifisch zu adressieren. Auch in diesem Beitrag werden Familienbilder insbesondere unter dem Aspekt der Adressierung sichtbar. Cleppien zeigt auf, wie Eltern in diesem Ratgeber nicht in erster Linie als potenzielle Verursacher des Prob-

lems adressiert werden, sondern wie Familie vor allem als Ort in den Blick kommt, in dem sich ein kindbezogenes Problem in besonderer Weise zeigt. Der Ratgeber dient damit augenscheinlich der Kompetenzvermittlung an Eltern und macht so zum einen deutlich, wie stark die familiäre Erziehung zwischenzeitlich unter die Logik von Kompetenzstrategien und -erwartungen gestellt ist. Zum zweiten verweist das Adressierungsformat darauf, dass familiäre Erziehung (fast) nicht mehr ohne Ergänzung durch außerfamiliäre (professionelle) Kompetenz gedacht werden kann. Zu vermuten steht, dass sich die hier exemplarisch ausgearbeitete Adressierung und die damit verbundene komplementäre Verhältnisbestimmung von privater und professionell vermittelter öffentlicher Erziehung auch in anderen kollektivierte Formaten in ähnlicher Weise als Teil von Familienleitbildern beschreiben ließe.

Der *dritte Teil des Bandes* widmet sich den *Familienbildern von Pädagog\_innen* und fragt in feldspezifisch unterschiedlicher Ausformung und in methodisch differenten Zugängen nach den Funktionen von Familienbildern für professionelles pädagogisches Handeln. Es gibt zwar eine in den letzten Jahren stark angewachsene Zahl an einschlägigen empirischen Untersuchungen und auch konzeptuellen Überlegungen, die die Bedeutsamkeit von familienbezogenen Vorstellungen, Stereotypisierungen und weiteren Aspekten der professionellen Bezugnahme auf Eltern unterstreichen (für einen Überblick vgl. auch Bauer et al. 2015). Allerdings gibt es bisher nur wenig Versuche, diese systematisch auf das Konstrukt des Familienbildes zu beziehen. Auch für die in diesem Teil versammelten Artikel wird der Begriff des Familienbildes in ganz unterschiedlicher Weise zum Bezugspunkt. Insofern stehen auch diese Artikel für die Vielfalt an Konzepten, die im Zusammenhang mit der Rede von Familienbildern stark gemacht werden können. Zugleich erscheinen sie uns in besonderer Weise geeignet, um die Fruchtbarkeit der perspektivischen Ausrichtung von erziehungswissenschaftlichen Analysen familienbezogener Einstellungen und Werte von pädagogischen Professionellen zu verdeutlichen: nämlich in der dezidierten Ausarbeitung orientierungsgebender oder legitimierender Funktionen der Familienbilder in Bezug auf das professionelle pädagogische Handeln.

Im Beitrag von *Peter Cloos* werden unterschiedliche *Adressierungspraktiken* vorgestellt, die sich *in der Analyse der Arbeit von Fachkräften in Kindertageseinrichtungen* an der Nahtstelle der institutionellen Gestaltung des Übergangs von Kindern in die Grundschule zeigen. Im Kontext eines praxistheoretisch verorteten Zugangs untersucht Cloos, in welcher Weise Eltern an dieser institutionellen Schnittstelle von Fachkräften adressiert werden und welche Position Eltern sich selbst dabei zuschreiben. Eingeordnet in den Rahmen eines umfangreicheren Forschungsprojektes zum Thema „Prozessorientierte Verfahren der Bildungsdokumentation in inklusiven

Settings“ können dabei unterschiedliche methodische Zugänge genutzt werden, um diese Praktiken der Adressierung zu analysieren. Dabei wird sehr anschaulich, wie stark Eltern in einem institutionell vorstrukturierten Erwartungshorizont verortet und hierin in widersprüchlicher Weise – als Partner\_innen einerseits, als defizitäre Gruppe andererseits – angesprochen und gedacht werden.

Auch im nachfolgenden Artikel von *Margaret Pardo-Puhlmann* ist die *Bedeutung von Familienbildern im Kontext einer institutionalisierten früh-kindlichen Erziehung und Bildung* in der Kindertagesstätte thematisch. Ausgehend von der Kritik an der auch in der wissenschaftlichen Diskussion häufig auffindbaren These des unmittelbaren Zusammenhangs von sozialstruktureller Benachteiligung und familialer Erziehung sowie den diesen Familien fast selbstläufig zugeschriebenen Defiziten in ihren Erziehungs- und Bildungsleistungen, fokussiert sie die Schwierigkeiten, die sich auf der Basis solcher zu Stereotypisierungen verdichteten Familienbilder für die Arbeit mit Familien und mit als problematisch wahrgenommenen Kindern ergeben (können). Auf der Basis einer ausführlichen Einzelfallanalyse des Familienbildes einer Erzieherin zeigt sie, wie sich dieses Familienbild – das sich im dargestellten Fall als Abweichung von der Norm einer bildungsinteressierten und erziehungskompetenten Mittelschichtsfamilie zeigt – mit unverarbeiteten biografischen Erfahrungen in der eigenen Herkunftsfamilie verbindet. Dies führt zu massiven Abwertungen der im Beispiel thematisierten Adressat\_innenfamilie resp. der Mutter, die wiederum eine konstruktive Zusammenarbeit erschwert. So kann hier zugleich aufgezeigt werden, welche Wirkmächtigkeit Familienbilder in der pädagogischen Arbeit entfalten können, die (zunächst) biographisch emergiert sind.

An die Frage der biographischen, lebensweltlichen Genese von Familienbildern knüpft der Beitrag von *Petra Bauer* und *Marc Weinhardt* zu *Familienbildern in der psychosozialen Beratung* implizit an, indem er sich auf eine Studie zur beraterischen Kompetenzentwicklung in einer Frühphase der Professionalisierung, dem Studium, bezieht. Zunächst wird hier herausgearbeitet, wie wenig dem Frage nach Familienbildern und die damit verbundenen Funktionen familienbezogener Vorstellungen in der psychosozialen Beratung zum Thema wird. Das erstaunt insbesondere im Blick auf die institutionellen Formen, in denen Familien als Adressat\_innen im Mittelpunkt stehen, z. B. in der Erziehungsberatung. Im Rekurs auf eine Studie zur beraterischen Kompetenzentwicklung im erziehungswissenschaftlichen Studium wird gezeigt, wie biographisch und lebensweltlich generierte familienbezogene Orientierungen in der unmittelbaren beraterischen Interaktion wirksam werden. Auf der Grundlage von quantitativen und qualitativen Analysen von videographierten simulierten Beratungsgesprächen zeigen sich die eminenten Schwierigkeiten von Studierenden, die in dem Bera-

tungsgespräch thematisierte Familienproblematik angemessen zu konzeptualisieren und zu bearbeiten. Exemplarisch zeigen Ausschnitte aus einem ausgewählten Gespräch, wie das Bemühen der Studentin im Gespräch mit der zu beratenden Jugendlichen eine Vermittlungsposition einzunehmen, konterkariert wird durch ihre eigenen unreflektierten, noch nicht professionalisierten Vorstellungen einer als harmonisch konzeptualisierten familialen Ordnung.

Auch im Artikel von *Stephan Sting* zum *Stellenwert von Geschwisterbildern in sozialpädagogischen Institutionen* werden die Schwierigkeiten, zu angemessenen professionellen Haltungen und Praktiken zu finden, wenn Familienbilder unreflektiert ihre Wirksamkeit entfalten, sehr deutlich. Auf der Grundlage einer Studie zu Geschwisterbeziehungen in der Fremdunterbringung wird anhand eines Interviews mit einer als Kinderdorfmutter tätigen Fachkraft eines SOS-Kinderdorfes zunächst die grundlegende Relevanz einer Berücksichtigung von Geschwisterbeziehungen in der pädagogischen Arbeit unterstrichen. Damit wird hier auch aufgenommen, dass sich Familienbilder entlang der familialen Beziehungsstruktur ausdifferenzieren. So lassen sich bspw. Geschwisterbilder als eigenständige Formate von Familienbildern beschreiben, die aus der sozialisatorischen Bedeutung von Geschwisterbeziehungen abgeleitet werden können. Mit Hilfe der explorativen Analyse des Interviews wird auch die Verknüpfung von handlungsleitendem Familienbild und eigenen biographischen Erfahrungen deutlich. Es zeigt sich, dass die Diskrepanz zwischen den biographischen Erfahrungen der Kinderdorfmutter mit ihren eigenen Geschwistern und den Erfahrungen, die sie mit einer von ihr betreuten Geschwistergruppe macht, nicht konstruktiv aufgelöst werden kann, sondern stattdessen vornehmlich in problematisierende und defizitäre Beschreibungen dieser geschwisterlichen Beziehungen mündet. Zugleich wird die Bedeutung der entwicklungsförderlichen Aspekte dieser speziellen, hier im Blickpunkt stehenden Geschwistergruppe chronisch unterschätzt bzw. nahezu ausgeblendet.

Der nachfolgende Beitrag von *Regina Soremski* behandelt *pädagogische Perspektiven auf Elternschaft und Elternbeteiligung im Kontext von Ganztagschulen*. Ausgehend von einem kritischen Blick auf die bisher eher undifferenziert auf Ganztagschule insgesamt geführten programmatischen Diskussionen um Elternbeteiligung, verdeutlicht die Verfasserin die Wirksamkeit von Familienbildern in der pädagogischen Bezugnahme von Lehrer\_innen der Sekundarstufe auf Eltern. Dabei wird der strukturell angelegte Widerspruch zwischen der Forderung nach einer starken bildungsbezogenen Förderung von Kindern in der Familie und durch Eltern einerseits und den notwendigen Grenzziehungen zwischen den Institutionen Schule und Familie andererseits in den hier untersuchten Formen des schulischen Elternbezugs und der Zusammenarbeit zwischen Eltern und Lehrkräften

deutlich. In der Analyse von familienbezogenen Legitimationsmustern von Lehrer\_innen werden dabei weniger die biographisch vermittelten Erfahrungen als die gesellschaftlichen Leitbilder wie das einer verantworteten Elternschaft zum Bezugspunkt, von dem aus spezifische Erwartungen und Handlungsaufforderungen an die Eltern gerichtet werden. Sichtbar wird dabei insbesondere die zunehmende Gefahr einer „verlängerten Einflussnahme von Schule auf die Familie“, wie sie auf der Basis dieser Familienleitbilder geschieht. Zugleich arbeitet Soremski heraus, dass daneben jedoch nach wie vor auch an traditionelle Vorstellungen einer bürgerlichen Normalfamilie angelehnte Familienbilder als normative Bezugspunkte für die Lehrkräfte dienen, so beispielsweise die Genderspezifika des schulischen Elternbezugs: Hier wird von den Lehrkräften indirekt eher die Verantwortung der Mutter für die ‚richtige‘ und angemessene Begleitung der Bildungswege der Kinder und für die Zusammenarbeit mit der Schule in den Mittelpunkt verhandelt.

Im vierten Teil wird die Unterscheidung zwischen *Familienbildern als Fremdbildern* und *Selbstbildern* bedeutsam. Familienbilder von Professionellen basieren zwar, wie in einigen Beiträgen in diesem Band aufgezeigt wird, auf konkreten lebensgeschichtlichen Erfahrungen. Sie werden im professionellen Handeln aber vor allem als Fremdbilder – also als Bilder gegenüber Familien in der Adressat\_innenposition – wirksam. Familiäre Selbstthematisierungen bilden hier gewissermaßen das Gegenstück, in denen sich in ähnlicher Weise orientierungsstiftende und die familialen Alltagspraktiken legitimierende Funktionen zeigen. Anhand von vier Beiträgen werden exemplarisch die Wechselbeziehungen diskutiert, die sich zwischen familialen Selbstthematisierungen und den Familienbildern Anderer bzw. gesellschaftlichen Familienleitbildern zeigen. Hier wird insbesondere die orientierungsgebende, stabilisierende Bedeutung von Familienbildern für lebensweltliche Gestaltungsprozesse sichtbar. Sie werden als Bestandteil des familialen Habitus im Zugang zu institutioneller Pädagogik bedeutsam und sind gleichermaßen ein Feld, auf dem adoleszente Individuierungs- und Bewältigungsprozesse oder familiäre Lernprozesse vollzogen werden können.

In dem Artikel von *Stefanie Bischoff, Tanja Betz und Nicoletta Eunicke* werden *Sichtweisen von Müttern und Vätern auf die Förderung, Betreuung und Bildung ihrer Kinder* vorgestellt, die im Rahmen der EDUCARE-Studie mit quantitativen und qualitativen Verfahren erhoben wurden. Diese mit Hilfe von Interviews erhobenen Thematisierungen beziehen sich sowohl auf die Bedeutung, die Kindertageseinrichtungen im Hinblick auf Bildung und Förderung zugeschrieben wird, als auch auf bildungs- und förderbezogene Perspektiven auf die eigene Familie. Damit wird hier sichtbar, wie sich familiäre Selbstbilder mit professionellen Familienbildern verschränken, wie

sie in professionellen Handlungskontexten in spezifischer Weise ‚inszeniert‘ und zur Geltung gebracht werden. Die familienbezogenen Selbstthematizierungen werden von der Forscher\_innengruppe zu vier Habitusmustern verdichtet, in denen unterschiedliche bildungsbezogene Orientierungen von Eltern sichtbar werden. Zwei dieser Habitusmuster werden in dem hier vorliegenden Beitrag ausführlicher vorgestellt. Dabei zeigt sich deutlich, dass familiäre Orientierungen im engen Zusammenhang mit sozialstrukturellen Lebenslagen stehen und zu unterschiedlichen Erwartungen an Betreuungsinstitutionen, aber auch zu anders gelagerten Passungsverhältnissen zwischen Kindertageseinrichtungen und Eltern führen.

*Matthias Euteneuer, Frank Mücher und Uwe Uhlendorff* diskutieren *familiäre Selbstbilder als bildungsrelevante Konstellationen in Bezug auf familiäre Veränderungs- und Entwicklungsprozesse*, etwa im Hinblick auf familiäre Arbeitsteilung oder Erziehungskonzepte. Dabei wird untersucht, wie Familienbilder in Familienkonzepten zueinander relationiert und als spezifische Lern- und Bildungskonstellationen sichtbar werden. Familiäre Selbstbilder erscheinen hier als Ausdruck handlungsleitender Vorstellungen in Bezug auf den familialen Alltag, in denen wiederum Lern- und Bildungsprozesse zu erkennen sind. Dies wird exemplarisch anhand einer Falldarstellung zu einem gleichgeschlechtlichen Paar ausgearbeitet, das sich seinen Kinderwunsch mittels Insemination erfüllt hat. Dabei wird deutlich, dass das Familienbild der Interviewten sich sowohl auf die eigene Herkunftsfamilie als auch auf gesellschaftliche Leitbilder bezieht, diese Bezüge allerdings nicht einfach selbstläufig, sondern in modifizierter Form geschehen, was wiederum auf spezifische Bildungskonstellationen verweist, die im Fall ‚genutzt‘ worden sind. Damit zeigt sich zugleich das Potenzial der Erforschung familiärer Selbstbilder für (sozial-)pädagogisches Handeln: in der perspektivischen Ausrichtung auf Lern- und Bildungskonstellationen ermöglicht die Analyse relevanter alltäglicher Anforderungen des Doing family die Ausarbeitung von Bildungsherausforderungen, die wiederum gerade für (sozial-)pädagogische Hilfeleistungen relevant werden können.

*Caroline Grosser* thematisiert fallbezogen die *Funktion des Rückgriffs auf ein sozialwissenschaftliches Konzept des Familienbildes in der familialen Selbstthematizierung* einer Jugendlichen in Auseinandersetzung mit einem kritischen Lebensereignis. Im Sprechen über das Sterben der Mutter nutzt die Jugendliche, um die es im Fall geht, den Terminus „Familienbild“. Der Rückgriff auf einen sozialwissenschaftlichen und theorieaffizierten Begriff ermöglicht es ihr, wie Grosser aufzeigt, offensichtlich, das noch Unverarbeitete (in seiner drohenden Konsequenz des Auseinanderfallens der Familie) sprachlich zu fassen. Insofern diskutiert Grosser auch die Funktion des Begriffs des Familienbildes darin, dass sich die Jugendliche während der Erzählung über den Tod der Mutter vom Schmerz des Verlustes distanzie-

ren und stabilisieren kann. Damit macht Grosser zugleich darauf aufmerksam, dass die konzeptionelle Fassung und empirische Analyse von Familienbildern einer Differenzierung familienbezogener Selbstbilder und der familialen Struktur bedarf, weil familiäre Selbstbilder und theoretisierende Selbstbeschreibungen wiederum auch Formen von ‚Abwehr‘ bzw. Verdrängung darstellen können.

Schließlich thematisieren *Katja Serry* und *Ronnie Oliveras* anhand von zwei Fallstudien *Familienbilder von Jugendlichen als Resultate der Reproduktion bzw. der Transformation familialer Habitusformationen*. Die Fruchtbarkeit der Analyse von Familienbildern in Bezug auf die Tradierung bzw. Veränderung familial grundlegender Einstellungen zeigt sich hier vor allem darin, dass damit Rückschlüsse auf die Lernhabitus der Jugendlichen gezogen werden können, die Serry und Oliveras einmal als entwicklungsorientierten Lernhabitus beschreiben und einmal in der individuellen Aneignung eines gewohnten familialen Zusammenlebens finden. Damit können sie verdeutlichen, wie Jugendliche in der Auseinandersetzung mit den eigenen familiären und milieuspezifischen Erfahrungen familienbezogene Vorstellungen für ihre eigene Zukunft entwickeln, die Serry und Oliveras als individuelle Familienleitbilder bezeichnen. Implikationen für das pädagogische Handeln werden schließlich darin gesehen – und darauf verweist auch eine der beiden Fallstudien –, dass dieses durch den Anstoß und das Flankieren von Lernprozessen auch die Reflexion der habituell geprägten Familienbilder und Selbstthematisierungen von Jugendlichen befördern kann.

Mit der Differenzierung der im Band vorgenommenen vier Schwerpunktsetzungen – der Thematisierung von Zugängen zur Erforschung der Bildhaftigkeit, der Auseinandersetzung mit der diskursiven Qualität von gesellschaftlich bedeutsamen Leitbildern, der Analyse von familienbildverankerten Zuschreibungen pädagogischer Professioneller an Adressat\_innenfamilien sowie der Analyse von familialen Selbstthematisierungen – erhoffen wir, die Diskussion um eine angemessene Konzeptualisierung des Familienbildbegriffs zu befördern. Mit den im Band versammelten Beiträgen werden exemplarisch die vielversprechenden methodologischen Anknüpfungspunkte und die tragfähigen empirischen Analysen dargelegt, die in der Bezugnahme auf den Familienbildbegriff möglich sind und hoffentlich zu weiterführenden Diskussionen anzuregen vermögen. Wir danken in diesem Sinne ganz herzlich allen beteiligten Autorinnen und Autoren für die konstruktive und anregende Zusammenarbeit. Besonderer Dank gilt daneben auch den beiden studentischen Mitarbeiterinnen Esther Pappert und Anastasia Falkenstern für ihre tatkräftige und hilfreiche Unterstützung bei der Erstellung des Manuskripts.

## Literatur

- Bauer, P./Neumann, S./Sting, S./Ummel, H./Wiezorek, C. (2015): Familienbilder und Bilder ‚guter‘ Elternschaft. Zur Bedeutung eines konstitutiven, aber vernachlässigten Moments pädagogischer Professionalität. In: Fegter, S./Heite, C./Mierendorff, J./Richter, M. (Hrsg.): Transformationen von Familie und Elternschaft – sozialpädagogische Perspektiven. In: Neue Praxis. Sonderheft H. 12, S. 16–28.
- Bauer, P./Wiezorek, C. (2009): Familienbilder professioneller SozialpädagogInnen. In: Thiessen, B./Villa, P. (Hrsg.): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 173–193.
- Bauer, P./Wiezorek, C. (2012): Zur Rolle von Familienbildern im Pflegekinderwesen. In: Netz. Fachzeitschrift Pflegekinder, H. 2, S. 25–30.
- BIB (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung) (2013) (Hrsg.): Familienleitbilder. Vorstellungen, Meinungen, Erwartungen. Wiesbaden. [www.bib-demografie.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Broschueren/familien\\_leitbilder\\_2013.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=7](http://www.bib-demografie.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Broschueren/familien_leitbilder_2013.pdf?__blob=publicationFile&v=7) [Abruf 27.04.2016].
- BMFSFJ (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Hrsg.) (2015): Familienbilder in Frankreich und Deutschland. Monitor Familienforschung. Ausgabe 34. Berlin.
- Böhnisch, L./Schröer, W./Thiersch, H. (2005): Sozialpädagogisches Denken. Wege zu einer Neubestimmung. Weinheim und München: Juventa.
- Cyprian, G. (2003): Familienbilder als Forschungsthema. In: Cyprian, G./Heimbach-Steins, M. (Hrsg.): Familienbilder. Interdisziplinäre Sondierungen. Opladen: Leske + Budrich, S. 9–19.
- Euteneuer, M./Uhlendorff, U. (2014): Familie und Familienalltag als Bildungsherausforderung. Ein theoretisches Modell zur empirischen Untersuchung familienkonzeptbezogener Lern- und Bildungsprozesse. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 17, H. 4, S. 723–742.
- Grosser, C. (2006): Familienbilder in der Familienforschung. In: Bauer, P./Brunner, E. J. (Hrsg.): Elternpädagogik. Von der Elternarbeit zur Erziehungspartnerschaft. Freiburg im Breisgau: Lambertus, S. 61–77.
- Hill, P. H./Kopp, J. (2016): Familienleben: Vorstellungen und Realitäten. In: Stauder, J./Rapp, I./Eckhard, J. (Hrsg.): Soziale Bedingungen privater Lebensführung. Wiesbaden: Springer VS, S. 97–120.
- Lange, A./Lüscher, K. (2000): Vom Leitbild zu den Leistungen. Eine soziologische Zwischenbilanz des aktuellen Wandels von Familie. In: Jahrbuch für psychoanalytische Pädagogik. Gießen. S. 22–52.
- Lenz, K./Scholz, S. (2012): Leitbilder von familialen Sorgebeziehungen in Erziehungsratgebern von den 50er Jahren bis zur Gegenwart. Vortrag auf dem 36. Kongress für Soziologie am 02.10.2012 in Bochum.
- Lüscher, K. (1997): Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: Vaskovics, L. A. (Hrsg.): Familienleitbilder und Familienrealitäten. Opladen: Leske + Budrich, S. 50–67.
- Mannheim, K. (1928): Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 7, S. 157–185 und 309–330.
- Pardo-Puhlmann, M. (2010): „Ich sehe was, was du nicht siehst ...“ Der sozialpädagogische Blick auf die Familie – Eine Pilotstudie über Familienbilder von Sozialpädagogen in der Kinder- und Jugendhilfe. Unveröffentlichte Magisterarbeit: Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Pinder, W. (1926): Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas. Berlin: Frankfurter Verlags-Anstalt.
- Rossow, J./Koll-Stobbe, A. (2015): Diskursive Konstruktionen und Reflektionen von Altersbildern – Ein Blick auf Sprache und Interaktionsnormen. In: Journal für Psychologie 23, H. 1, S. 31–54.
- Schneewind, K. A. (2009): Familienbilder. Entwicklungspsychologische Paradigmen. In: Kapella, O./Rille-Pfeiffer, C./Rupp, M./Schneider, N. F. (Hrsg.): Die Vielfalt der Familie. Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 103–111.
- Schneider, N. F./Diabaté, S./Ruckdeschel, K. (Hrsg.) (2015) Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen: Barbara Budrich.
- Scholz, J./Reh, S. (2009): Verwaahlte Familien – Familiarisierte Schulen. Zum Verhältnis von Schule und Familie in den Diskursen der deutschen Schulgeschichte seit 1800. In: Kolbe, F.-U./Reh,

- S./Idel, T.-S./Fritzsche, B./Rabenstein, K. (Hrsg.): Ganztagschule als symbolische Konstruktion. Fallanalysen zu Legitimationsdiskursen in schultheoretischer Perspektive. Wiesbaden: VS, S. 159–177.
- Ummel, H./Bauer P./Wiezorek C. (2013): Das Verschwinden der strukturellen Besonderheit von Familie im Familienbild einer Professionellen aus dem frühpädagogischen Bereich. Überlegungen zur Entdifferenzierung von öffentlicher und privater Erziehung. In: Sektion Sozialpädagogik und Pädagogik der frühen Kindheit (Hrsg.): Konsens und Kontroversen. Sozialpädagogik und Pädagogik der frühen Kindheit im Dialog. Weinheim und München: Beltz Juventa, S. 139–168.
- Wahl, K. (1997): Familienbilder und Familienrealität. In: Böhnisch, L./Lenz, K. (Hrsg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim und München: Juventa, S. 99–112.
- Wiezorek, C./Pardo-Puhlmann, M. (2013): Armut, Bildungsferne, Erziehungsunfähigkeit – Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit in pädagogischen Normalitätsvorstellungen. In: Dietrich, F./Heinrich, M./Thieme, N. (Hrsg.): Bildungsgerechtigkeit jenseits von Chancengleichheit. Wiesbaden: Springer VS, S. 197–214.